



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 21

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresalam.

Die Herrin auf Wief.

Von J. Dalben. (Fortsetzung.)

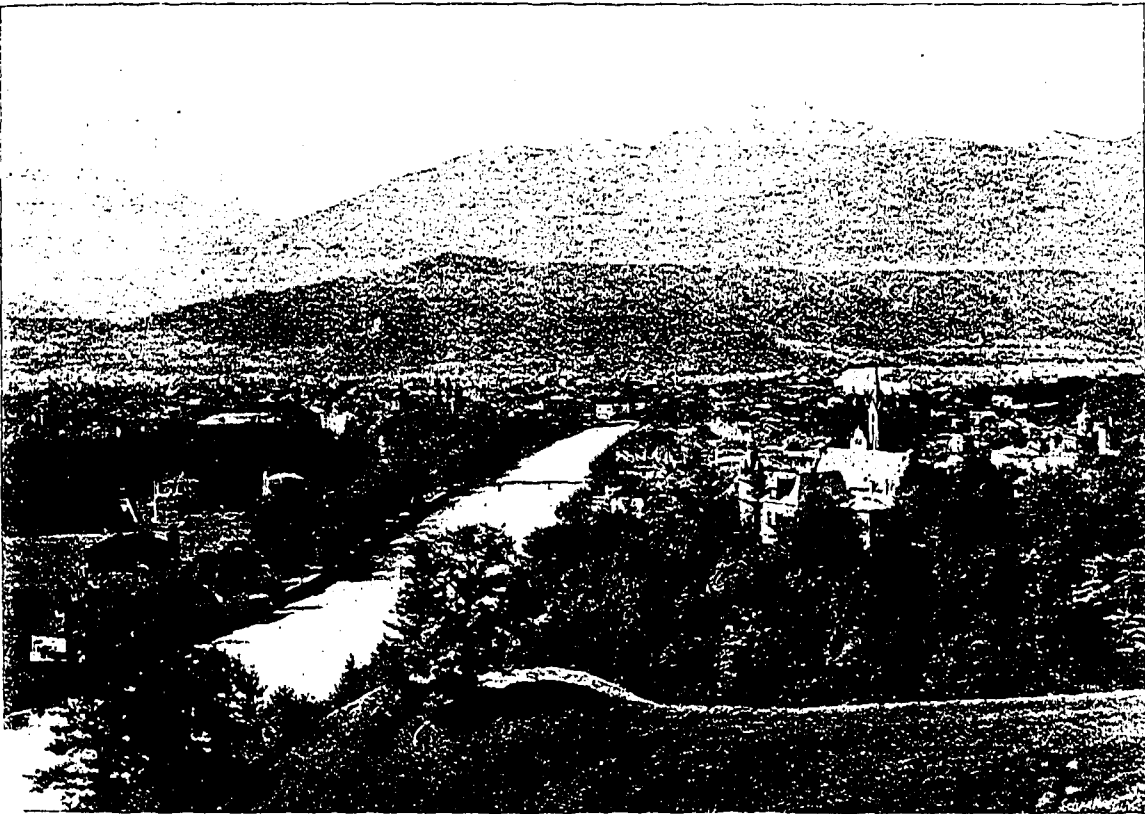
Lisa tanzte. Zum erstenmal im Leben sah sie sich von eines Mannes Arm umfaßt und in wirbelnden Kreisen über den weichen, festgestampften Boden geführt. Reiner unterließ es, sie zum Tanze zu bitten und sie folgte lächelnd und glücklich jeder Aufforderung.

Die Paare waren vereinzelter geworden, man zog sich mehr und mehr auf die hinter Tannengruppen arrangierten Sitzplätze zurück, während einige Diener Erfrischungen an Eis und Bowle herbeibrachten. Nur Lisas weißes Kleid leuchtete beständig unter den grellbunten der Dorfmadchen, und ohne Ziererei folgte sie bald diesem oder jenem biederen Dörfster in den Kreis der Tanzenden.

In einem der leichten Stuhlfessel, etwas abseits der übrigen, lehnte Gessja. Den Kopf in die Hand gestützt, beobachtete sie das hübsche, stets wechselnde Bild vor sich, und ein Lächeln lagerte plötzlich statt des müden Ausdrucks um ihren Mund. Eben wirbelte ihr Gemahl im flottesten Volkstanz mit der freudestrahlenden Großmama vorüber, und dort tauchte Lisa auf an dem Arme eines stattlichen blonden Herrn.

„Ein hübsches Paar!“ dachte die junge Frau und löste Lisa Begleiter scharfer im Auge.

„Herr von Gander auf Utrom! — der reichste Besitzer weit in der Umgegend!“ — Das Lächeln blieb auf dem schönen Frauengesicht, es war ein reizend lockeres Zukunftsbild, das sie für den Liebling extrahierte.



Ansicht von Sundbrud. (Mit Text.)

Sie erhob sich, und das Lächeln wurde noch heller, während sie seinen dargebotenen Arm ergriß.

„Warum kommen Sie so spät? Sie werden nun eine schlechte Tänzerin an mir haben, Herr Johnel!“

„Sie sind ermüdet, da will ich nicht...“

„Setzt nicht mehr, ich war es!“ entgegnete sie schnell. „Ich schenke keinem die Pflicht, mit mir zu tanzen, auch Ihnen nicht, Johnel!“

Der Arm, der sie führte, sank plötzlich herab; sie standen vor dem Tanzplatz, just als die Polka zu Ende war.

„Einen Walzer!“ befahl die junge Frau den auf einem fahnen-geschmückten Podium befindlichen Musikanten.

Es war eine alte, schwerfällige Walzermelodie, die nun den Blasinstrumenten entströmte, von einem neuen, stets wiederkehrenden Refrain durchbebt. Weradoß Johnel sowohl als auch seine Tänzerin wußten sich dem langsamen Rhythmus anzupassen. Sie bildeten das einzige Paar auf der runden Fläche.

„Nennen Sie die Melodie, die sich stets wiederholt?“ fragte Johnel mit-ten hinein in das sie umwogende Stimmengewirr.

„Ich befinne mich vergeblich, aber sie war mir bekant!“ entgegnete die junge Frau, ohne des schlüpf-ri-gewordenen Grasbodens zu achten. Plötzlich ausgleitend, wäre sie zu Fall gekommen, hätte der starke Arm ihres Tänzers sie nicht im selben Moment festgehalten.

an einem mächtig pochenden Herzen; dann griff sie mit tiefem Nützen nach einem der grünmüandenen Wägle.

„Sie müssen mich führen, Herr Johnel, ich habe mir den Fuß verstaucht!“

„Stützen Sie sich fest, bis zu jener Bank ist's nicht weit.“

Sie stand am jenfeitigen Ende, durch die ganze Breite des Gra-

rondells von ihren Gästen getrennt, und ungeschlüssig sah Cessa hinüber und dann wieder auf den nahe winkenden lauschigen Ruheplatz.

„Das Stehen verschlimmert nur, meine gnädigste Frau!“ drängte ihr Begleiter. Sie ergriff den stützbenden Arm und sich aufschneidend, gewann sie ohne Schwierigkeit die kleine Bank.

„Tausend Dank!“

„Schmerzt es sehr?“ fragte er dagegen.

„Unendlich! Erzählen Sie mir etwas Lustiges, das verschoncht den Schmerz!“ scherzte die junge Frau mit versuchten Lächeln.

„Etwas Lustiges?“ wiederholte der junge Mann, und die Arme über die Brust kreuzend, lehnte er sich fester gegen den Buchenstamm, an dem er Posto gefaßt.

„Da muß ich lange suchen, meine gnädige Frau! Es ist schon lange her, daß ich gerade Lustiges erlebte.“

Sie hob unwillkürlich den Blick, es war so gar nicht der sarkastisch übermüthige Ton, den sie an ihm gewohnt.

„So erzählen Sie mir vom Gegenteil!“ bat sie mit dem weichen, melodischen Tonfall, der ihrer Stimme eigen sein konnte.

„Soll ich Ihnen wirklich diesen hellen Tag verdanken? Es sind nicht gerade Sonnentage, die mir die letzten Jahre gebracht.“

Eine Pause war seinen Worten gefolgt. An ihnen vorüber wirbelten die lachenden Dörfler, immer noch erklang die eintönige Holzmetodie mit dem eingeschobenen kurzen Refrain.

„Sie wollten mir ja die Melodie nennen; nun hat mein Unfall Sie diese vergessen gemacht!“ brach die junge Frau das Schweigen.

„Keineswegs! Es ist der Schluß eines Volksliedchens; der Verfasser ist mir leider entfallen.“

„Es streuet Blüten jedes Jahr
Der Mai auf allen Wegen!“

„O, gewiß! Ich habe es selbst gesungen!“ unterbrach sie ihn lebhaft, „darum erschien es mir so bekannt.“

„Sie singen, gnädige Frau?“

„Das heißt, ich habe gesungen! Hier habe ich noch keine Note eingesehen.“

„Wie schade! Gesang ist eine köstliche Gottesgabe, mir geht nichts darüber. Wenn Janja mir ein Liedchen sang, konnte sie alles erreichen.“

„Wer ist Janja?“ wollte sie fragen; aber sie schwieg betroffen über den träumerisch-järtlichen Ausdruck, der sein Gesicht erhellte.

„Ich habe immer geglaubt, Sie würden uns einmal Ihre Skizzen vorlegen; meine kleine Schwester besonders zeigt ein lebhaftes Interesse dafür.“

„Morgen nachmittag hoffe ich Fräulein Lisa befriedigen zu können; jetzt, da die Ernte zur Hauptsache vorüber, verfüge ich ja über mehr Zeit.“

„Also hier sitzt du, Cessa!“ unterbrach ihn eine helle Stimme, und Lisas zierliche Gestalt tauchte unter den Baumgruppen auf. Ihre tiefblauen Augen haften mit feinem Ausdruck von Ungeduld auf der jungen Frau, während sie hastig fortfuhr: „Jeder fragt nach dir, Justus und ich haben uns halb tot gesucht.“

Sie schwieg und bewegte in nervösem Spiel den Fächer.

„Ich habe mir den Fuß verstaucht, Darling! Es tut mir herzlich leid, daß du dich meinethwegen so echauffiert hast. Übrigens Herr Jöhnel steht neben dir!“ änderte die junge Frau plötzlich den scherzenden Ton. Das junge Mädchen klappte nachlässig den Fächer zu und wandte sich um.

„Ah, wirklich? Ich dachte, Sie wären überhaupt nicht unter unseren Gästen!“ stieß sie hervor, halb schnippisch, halb schmolend.

„Wie könnte ich mir den ersten Tanz erbitten und — abreisen? — Glaubten Sie das wirklich, Fräulein Lisa?“

„Den ersten Tanz — nicht daß ich wüßte!“

„Ach sehe, ich nehme die Festung nur auf diese Weise“, entgegnete er lächelnd und bog mit ritterlicher Artigkeit das Knie vor der jungen Dame.

„Da ich den Tanz veräußert, bitte ich erstens um Ihre Verzeihung, zweitens aber um den Vorzug, Sie zu Tisch zu führen! War ich zu unbescheiden, um beides zu bitten, Fräulein Lisa?“

Jöhnel sah lächelnd empor in das erröthete, reizende Gesicht, dessen Mund sich eben spöttisch verzog.

„Keineswegs! Ich erinnere mich keiner Verabredung, weder zum Tanz, noch zu —“

„Stehen Sie auf, Jöhnel, warum vor einem törichtem Kinde knien!“ klang Cessas Stimme dagegen, schwankend zwischen Scherz und Ernst. „Stehen Sie auf!“ gebot sie noch einmal, dicht neben die Schwester tretend.

„Nie ich noch immer vor einem törichtem Kind?“

Eine schnelle Antwort lag schlaggewandt auf ihren Lippen, aber verstummend wandte sie sich plötzlich und schlug die Richtung ein, die Lisa bereits genommen. Aber so leichtfüßig kam sie nicht voran wie diese, ihr Fuß begann zu schmerzen, mehr dem vorhin.

„Habe ich Sie verlegt? Dann Verzeihung, tausend, tausendmal!“ klang es neben ihr.

„Verlegt? Denken Sie Liza vor sich zu sehen?“ Sie blieb stehen und ein quälender Zug verdrängte das Lächeln, das ihre Frage begleitete.

„Bitte, nehmen Sie meinen Arm, meine gnädigste Frau! Ich hatte Ihr Mißgeschick ganz und gar vergessen!“

„Ich auch! Sie müssen sehr langsam gehen, so ... Ich würde es kaum mehr!“ fügte sie lächelnd hinzu.

Die Sonne war gesunken; aber noch leuchtete es goldrot am westlichen Horizont, rote Blüten in das schwindende Tageslicht mischend. Die Gesellschaft hatte die Veranda verlassen, ruhig und still lag der weite Stiesplatz, nur hier und da ein Schirm, ein Hut oder Fächer, der vergessen auf diesem oder jenem der stierlichen Gartenmöbel lag, verriet, daß man kurz vorher hier gewesen.

„Wie schön!“ Die junge Frau war stehen geblieben und zeigte auf das Schloß, dessen stolzer, altersgrauer Bau sich scharf und dunkel von dem Himmel hob.

„Es gab Zeiten, da fanden Sie Wiel weder schön noch ornutig.“

„Lassen Sie doch!“ unterbrach sie ihn hastig. „Warum die häßlichen Tage heraufbeschwören. Ich kannte ja Wiel nicht, nur sein einjames, dunkles Schloß, nicht aber seine köstliche Umgebung, seine Wälder, seine Schluchten und Täler, und hätte sie wohl auch nie kennen gelernt, wenn ... aber eilen wir,“ brach sie plötzlich ab, „Sie finden sonst keine Dame zu Tisch, Herr Jöhnel!“

„Warum vollendeten Sie vorhin nicht, meine gnädige Frau?“

„Ich wollte sagen, daß ich es allein Ihnen danke, daß mir Wiel heute das liebste Fleckchen Erde ist auf Gottes Welt.“

Sie standen am Fenster der Terrasse, vielleicht kam darum der Arm, der sie geführt, so plötzlich herab.

„Mir“ entgegnete er halblaut, und der spöttisch sarkastische Zug, der ihr so verhaßt war, lag ihm um Mund und Augen. Sie schritt langsam die Stufen empor bis zu der Thür des Gartenlons, die sie hastig öffnete.

„Sehen Sie zu, ob eine der Damen noch frei ist.“

Sie wies nach der geöffneten Thür des Nebenzalons, aus der Lachen und Scherzen ihnen entgegen schallten.

„So bin ich meiner Ritterpflicht enthoben, gnädige Frau?“

„Gewiß! Und tausend Dank noch, daß Sie so treulich ausgeharrt, Jöhnel!“

Sie streckte ihm lächelnd die Hand hinüber, die er zögernd ergriff.

„Gehen Sie nicht zurück nach Paris, gnädige Frau?“ klang es ihr nach, da sie sich nun zum Gehen wandte.

„Welch seltsamer Einfall! Wie kommen Sie gerade darauf in diesem Augenblick?“

Halb gewendet, bog sie erwartungsvoll den dunklen Kopf zurück.

„Weil dieser Salon, den Sie dort gelernt, nicht wohl für eine Frau, wie Sie, weil ...“

Ein helles, kurzes Lachen machte ihn verstummen. Köstlich frisch hallte der silberne Laut durch das winklige, hohe Gemach: es mußte auch wohl weiter vernommen worden sein, denn der Gutsherr erschien plötzlich in der jenseitigen Thür.

„Ah, Justus!“

Sie lachte noch immer, während sie eilend ihm entgegen schritt.

„Wenn du eine Moralphredigt zu hören aufgelegt bist, hier, Herr Jöhnel ist im besten Zuge.“

Sie wies mit graziosen Nicken auf den seitwärts Stehenden und tauschte dann an dem Gatten vorüber in den anstoßenden Salon.

„Da werde einer klug. Kommen Sie, Jöhnel!“

Über er kam diesmal dem Befehl nicht nach. Die Arme über der Brust gekreuzt, starrte er regungslos nach der halb offenen Thür hinüber, hinter der der Gutsherr verwundet.

„Netten — — geknechtet!“ stieß er halblaut hervor und wandte sich ab. Vor ihm, zu dem weit offenen Bogenfenster, strömte die noch immer schwüle Luft ein, regungslos schmachteten Blumen und Blätter in der dunstgetränkten Atmosphäre. Gest und glühend spannte sich der Himmel über die dämmernde Welt, bald scharfer, bald schwächer sich zu violetten Tinten mischend, während allgemach die Schatten der Nacht sich herabzusenken begannen.

Die Augen des Mannes haften an dem ziehenden Gewölk, und ein Ausdruck, gemischt aus Schwermut und Ironie, stieg in ihnen auf.

„Janja!“ Gleich einem Hauch ist der Name seinen Lippen entflohen, um gleich dem „Gesam“ eine ferne, fremde Welt ihm zu erschließen. Noch immer hängt sein Blick an dem lebenden roten Gewölk; aber es spannt sich nicht mehr über Wälder, Fluß und Wald, sondern über ein baumloses, ödes Fleckchen Erde. Ein Haus steht dort, umgeben von niedrigen Hütten, ein rohes, einfaches Gebäude mit zahllosen kleinen Fenstern, einer niederen schiefen Thür, die weit geöffnet in einen dunklen, kühlen Saal führt. Dem Haus gegenüber, in der hochgewölbten Vorfahrt, steht ein Mädchen, halb Kind, halb Weib, in dunklem hochgeschürzten Kleid. Ein grellrotes Kopftuch, bestimmt, eine Blutblauschwarzer Boden zurückzubalten, hebt noch den Teufel des leicht gebräunten Gesichtchens, zu dessen südlischer Schönheit der

schrote, volle Mund, nicht aber die tiefe Bläue der glänzenden Augen paffen. Nun läßt sie die Hand, die die Augen beschirmt, plötzlich sinken, leichtfüßig eilt sie den Weg hinab, einem hochgewachsenen, lachenden Mann entgegen.

„Berndoff!“ Da liegt sie in seinen Armen; denn er selber ist es, der nun die Torfahrt betritt und sein der Boden, über den er nun schreitet, sein ist das Haus, das ihm gastlich winkt nach des Tages Last und Mühe, und auch das Mädchen, dessen weicher, bräunlicher Arm ihn noch immer umfaßt.

Er fährt plötzlich empor. Klingt da nicht ein leichter Schritt hinter ihm in dem dämmerigen Raum?

Er schaut scharfer hinüber, eine hell gekleidete, zierliche Gestalt liegt dort um das andere Ende der Tafel. Suchend irrt ihr Blick durch das große Gemach, kleiner und zögernder wird ihr Schritt. „Fräulein Lisa?“ ruft er fragend hinüber.

„Da steht sie schon vor ihm.“
„Sind Sie mir noch böse, Herr Jöhnel?“ Klingt es leise und schen zu ihm auf.

„Wie?“ wiederholte er nur.
„Gewiß sind Sie es! Sie müssen es ja sein! Überall habe ich nach Ihnen gesucht, um . . .“ sie bricht plötzlich ab.

„Um Sie um Verzeihung zu bitten!“ Zögernd und leise hat sie gesprochen, und nun erst hebt sie die blauen, lachenden Augen zu ihm auf. Wie sie denen gleichen, von denen er soeben noch geträumt! Er spricht nicht, er greift nur nach der kleinen Hand, die der Feuertisch stützt, um sie ebenso schnell wieder fallen zu lassen.

„Haben Sie auch bedacht, daß es nur der bezahlte Verwalter auf Viel ist, den Sie da, wenn auch im Scherz, um Verzeihung gebeten haben?“ fragte er halbblau, mit dem alten, spöttisch ernstem Lächeln auf der Lippe.

„Der Freund, die rechte Hand meines Schwagers, wollten Sie sagen, Herr Jöhnel, nicht wahr? Doch drüben geht man zu Tisch“, unterbricht sie sich hastig, und nun erst läßt er ihre Hand fallen, die er von neuem gefaßt hat.

„Baron Gärtner hatte mich heute nachmittag bereits zu Tisch eingeladen, aber einen Storb bekommen um Ihre Willen, Herr Jöhnel!“ flüsterte sie schelmisch, während sie als letztes Paar den Speisesaal betrat.

Und die Stunden verrinnen unter Kerzenschimmer, Lachen, Plaudern und Gläserklingen. Der Duft der Blumen und Speisen mischt die von Stimmengeschwirr erfüllte Luft des Salons, trotz der hinter Vorhängen weit geöffneten Fenster. Es ist schwül unter den lichtstrahlenden Kandelabern, vielleicht glühen deshalb Lisas Wangen so rosig, oder ist es der schäumende Spitzkisch, den sie hin und wieder an die Lippen führt, der solch Feuer in die Aenderungen zaubert und sie so unbefangenen plaudern macht?

Zwar entzieht der mächtige Tafelaufsatz ihm den Anblick ihres holden Gesichtchens, desto eifriger aber lauscht Baron Gärtner der silberhellen Stimme, den oft naiven und doch so klugen Antworten. Und während er mechanisch den eifrigen Redekünften seiner Nachbarin Antwort steht, ist er unwillkürlich im Geiste auf Urtow, in dem stolzen, alten Herrenhaus, wo es so still ist zu weilen, und doch wieder so traut sein könnte, halte eine solche helle Stimme, wie die seines Gegenüber, solch ein perlendes Lachen durch die alten Räume.

Luer vor, am oberen Ende der Tafel, hat die Herrin des Hauses ihren Platz. Ihrem Naturell entgegen ist sie heute von einem beinahe sprühenden Übermut. Mehr denn ein bewundernder Blick bleibt an ihr haften. Vor allem aber ist es ihr Nachbar zur Rechten, Baron Schwarzbürg, ein Statfreund ihres Mannes, der jede ihrer Bewegungen, jede ihrer Antworten mit einem bewundernden Blick begleitet. Cessa haßt diesen Mann. Warum? Tausendmal hat sie sich diese Frage schon vorgelegt, und immer hat sie kein anderes Resultat gefunden, als das einer an Abscheu grenzenden, unheimlichen Furcht, vergegenwärtigt sie sich einmal das glatt rasierte, spitze Gesicht, die wasserblauen, kleinen Augen ihres Gegenüber, die ebensoviel Lüge als zündliche Bewunderung verraten. Das Dessert ist aufgetragen. In ihrem Stuhl zurückgelehnt, fliegt der Blick der jungen Frau über die kleine Tafel, während Herr Kalstein ihr eine Fahrt nach Capri so verlockend wie möglich schildert. Eine von ihr hin und wieder geschickt hingeworfene Frage feuert den Erzähler stets von neuem an, und während sie scheinbar eine sehr eifrige Zuhörerin abgibt, hat Cessa nur für ein Wesen wirklich Interesse an diesem Abend, für Lisa. Wie sie plaudert, die kleine Schwester. Wie sie lacht. Kein Zug des jungen Gesichtchens dort unten geht ihr verloren. Ein zärtliches Lächeln erhellt das schöne Gesicht der jungen Frau, als sie einen der flammenden Blicke des Gutsherrn auf Urtow auffängt. Warum er nicht heute Lisas Tischherr ist, sondern Jöhnel? Sollte letzterer, seiner stolzen Art entgegen, noch einmal darum gebeten haben? Sie hätte wetten mögen, daß dem nicht so war. Wie lebenswürdig er mit diesem Rinde zu

plaudern weiß, und wie gut er aussieht, ohne den schlimmen, farsastischen Zug, denkt sie weiter, ohne zu ahnen, daß die kleinen hellen Augen Baron Schwarzbürgs sie unablässig betrachten.

„Unädigste, etwas ermüdet, ja?“ Die schnarrende Stimme neben ihr läßt sie aufschrecken aus dem regungslosen Hintüberstarren; aufatmend rollt sie den Fächer aus blauen Straußenfedern auf.

„Woraus schließen Sie das, Baron?“ Sie vermeidet es, bei dieser Frage den besten Augen ihres Gegenübers zu begegnen, nur das feine, gesellschaftliche Lächeln, das bis jetzt ihren Mund geschlossen, wird unmerklich kühler und verächtlicher.

„Schwere Frage, Unädigste! Schließen nach Aussehen.“ Er wirft nachlässig-geschickt das Monokel vor das rechte Auge. „Wo ist er eigentlich her, der neue Verwalter Ihres Herrn Gemachs? Ich finde ihn ja überall. Merkwürdiger Name, halb russisch, halb . . .“

„Nehmen Sie das Glas vom Auge, Herr Baron. Ach liebe es nicht, daß sich Gäste meines Hauses in dieser Weise belästigt sehen!“ unterbricht sie ihn nun kurz.

„Ah, in der Tat, ich wußte nicht, daß Untergebene zu Gästen gezählt werden dürfen.“

„Herr Jöhnel ist der Freund meines Mannes, Baron Schwarzbürg. Wollen Sie sich dessen immer erinnern!“ Das verächtliche Lächeln lagerte noch immer um ihren Mund, während sie sich nun langsam erhob und damit die Tafel für beendet erklärte.

Man hatte sich in den Park begeben. Dort, wo das silberne Mondlicht nicht ausreichte, erhellen Lampions die dunkleren Ausgänge, eine flut buntfarbigen Lichtes über Blatt und Baum ergießend. Leicht beschuhte Füßchen schlüpfen über die samtigen Rasenflächen, seidene Schleppen streifen den Kies, helle und tiefe Stimmen erklingen in der weichen Nachtluft. Der weite Platz, auf welchem tagsüber die Dorfjugend sich vergnügt hatte, diente nun zum Abbremsen zahlreicher Raketen und anderer Feuerwerkes, begleitet von den Hoch- und Bravorufen der Zuschauer. Von der Terrasse aus gesehen, bot der Park ein reizendes, stets wechselndes Bild, während diese selbst einsam und verlassen lag. Auch die dahinter gelegenen, strahlend erhellten Räume schienen leer, bis auf den aufwartenden Diener. Über die Steinstufen rauchten Frauengewänder. Es war die Herrin des Hauses selbst, die sekundenlang später den Gartensalon betrat.

„Haben Sie den Herrn gesehen, Franz?“ wandte sie sich an den Bedienten.

„Der Herr Baron sind beim Feuerwerk beschäftigt.“

„Gut, wenn Sie Fräulein Lisa sehen, senden Sie sie mir nach.“

„Soll ich die Frau Baronin nicht führen?“

„Ich finde mich schon allein, Franz!“ entgegnete freundlich die junge Frau, und die Schleppe aufnehmend, eilte sie leichtfüßig die Stufen hinab. Rechts ab der Seitenfront führte ein schmaler Weg nach dem mittäglichen Tanzplatz. Die Lampions waren hier wenig oder gar nicht vertreten, dafür aber verhielt das Mondlicht eine beinahe tagsähnliche Helle. Sie hatte ihr Leid fallen lassen und ging unwillkürlich langsamer. Schmeichelnd spielte ihr die löstliche Luft um Wangen und Nacken, eine traumhafte Stille lagerte hier unter den mächtigen Baumriesen, die nur dann und wann durch einen fernen Jubelton, ein Lachen, unterbrochen wurde. Und weiter schritt sie in gedankenlosem Vorhinstürmen, nicht achtend, daß der eingeschlagene Weg sich in einem der dunklen Laubgänge zu erweitern begann. Erst da plötzliche Finsternis sie umgab, hemmte sie ihren Schritt und blickte zurück. Ein Wall von Bosketts und niedrigem Gesträuch trennte sie von dem festlich erhellten Platz, eine knatternd emporsteigende Rakete wies ihr zugleich die gänzlich entgegengesetzte Richtung, die sie eingeschlagen. Sie schlug den Rückweg ein und schneller, flüchtiger wurde ihr Schritt. Ein Windhauch hob in flüsterndem Spiel die regungslosen Wipfel über ihr. Schauerete sie deshalb fröstelnd zusammen, oder hatte ihr hurtiger Blick den langen Schatten bereits bemerkt, der plötzlich den vor ihr liegenden Ausgang verdimkelte? Sie beslügelte ihren Schritt, um plötzlich lautlos, wie festgewurzelt, stehen zu bleiben. War es ein Schreckbild ihrer Phantasie, die ihr Baron Schwarzbürgs verhaßte Gestalt in diesem Moment heraufbeschwor, oder war er es wirklich, der sich nun langsam im Halbdunkel ihr näherte?

„Ah . . . Fortuna ist mir hold an diesem Abend! Wissen Sie auch, daß Sie von all Ihren Gästen aufs eifrigste gesucht werden, Unädigste?“

Sie wich unwillkürlich zurück aus der weindunstigen Atmosphäre, die ihn umgab.

„Da Sie sich sogar hierher verirrt haben, Baron Schwarzbürg, muß ich es wohl annehmen!“

Unfägig verächtlich klangen die wenigen Worte, aber sie konnte es trotzdem nicht ändern, daß ein leises Waben ihre Stimme schwanken machte.

„Ja, verirrt!“ klang es flüsternd zurück. „Wie der arme Wanderer dem lodenden Freilicht nachsteht, das schimmernd und glühend

bald nah, bald ferner winkt und hochlachend weiterfliehet, wenn sein Opfer verschmachtend niedersinkt — also auch ich! Oder nein, tausendmal nein, denn ich habe, ich hatte Sie reizendes, schimmerndes Verlicht . . ."

"Zurück!"

Ein kurzer, scharfer Schrei hatte den Ausruf begleitet, während sie zugleich mit kraftvollem Stoß die Hand abschüttelte, die gleich glühender Kessel ihre Linde umspannt hatte.

Sie war unwillkürlich noch tiefer in den Gang zurückgewichen und schaute nun ruhig, die Arme über der Brust gekreuzt, dem lästigen Angreifer entgegen.

"Engel und Dämon in einer Gestalt! Ich weiß nicht, welcher Rolle ich den Vorzug geben soll, schönste Frau!"

Das widerliche Lachen, das seine Worte begleitete, machte sie erbeben. Ihr Blick irrt hilflos an ihm vorüber. "Geben Sie Raum, und sofort!" befahl sie noch einmal, kurz und stolz und laut.

"Gewiß! Aber nicht ohne den süßen Hindertohn, den ich . . ."

Ein fester, schneller Tritt hinter ihm machte ihn verstummen und die junge Frau aufhorchen. Und wieder, wie vor wenig Minuten, fiel ein hoher Schatten vor den mondbeschiedenen Ausgang.

"Justin!" Heiser, angstdurchzittert, doch in erlösendem Jubelton kam der Name von ihren Lippen.

"Meine allergnädigste Frau?"

Tief atmend, mit beiden Händen faßte sie nach dem Arm des vor ihr Stehenden, dann erst flog ein scheinbar Blick in das hinter ihr liegende Dunkel. — Aber die Stelle, die Baron Schwarzburg inne gehabt, war leer.



Mahmud Muhtar Pascha, der neue türkische Botschafter in Berlin. (Mit Text.)

"Führen Sie mich zu meinem Gatten, aber vorerst Dank, tausend Dank, Johnel!"

Jetzt erst, da sie in das Bereich des hellen Lichtes treten, sieht er die Totenblässe ihres Gesichtes, fühlt er das Zittern ihrer langsam schreitenden Gestalt.

"Ein Glas Sherry!" ruft er einem der vorübereilenden Bedienten zu und schlägt die Richtung nach einer der kleinen Bänke ein, die hier und da die reizendsten Ruheplätze bilden. —

"Ich denke, Sie erhalten sich erst etwas, meine gnädige Frau. Ihr Herr Gemahl sitzt dort völlig ahnungslos unter den Damen."

Er wies dabei nach der nächsten Laube, aus der Gläserklingen und helles Lachen herüberhallten.

"Und dieser Schwarzburg behauptete, die ganze Gesellschaft wäre meinetwegen in Aufregung."

"Ah so — also stimmt meine Vermutung!" Und dem Diener das Glas abnehmend, wendet er sich von neuem an die junge Frau. "Verzeihen Sie es womöglich auf einen Zug, das macht den Schrecken schwinden."

Gehorsam hat sie das Spitzglas bis auf den letzten Tropfen geleert, und schon macht der feurige Wein seine Wirkung geltend.

"Und nun sagen Sie mir, Johnel," bricht sie plötzlich die eingetretene Pause, "welcher gute Engel sandte Sie mir zum

Retter aus der häßlichen Situation?" — Es ist schon wieder der leichte, scherzende Salonten, in den sie verfällt, das feine, gesellschaftliche Lächeln, das ihrem Gesicht den letzten Rest der angestandenem Angst nimmt.

"Der Engel waren Sie selbst."

Da ist er bereits wieder, jener leise, sarkastische Tonfall, der sie erst vor kurzem so empörte, während er weiter fortfährt:

"Ich befand mich in der Nähe des Feuerwerks, da hörte ich einen Ton, einem Hilfschrei gleich, und zwar, ich hätte meinen Kopf verwettet, aus Ihrem Munde, meine gnädige Frau."

Johnel schwieg einen Moment, ehe er fortfuhr: "Dies letzte Mal hatte ich Glück, ich ging beinahe direkt auf mein ungewisses Ziel zu, und das einzige, was ich beklage, ist, daß ich dem Buben nicht sofort . . ."

"Nein, Gott sei Dank, daß es nicht so kam. Und nicht wahr, Sie erwähnen gegen Justus nichts davon; ich würde sterben in der Angst, daß er mit jenem sich schlagen müßte; ich habe Ihr Versprechen, Johnel?"

"Auf mein Wort! Aber ich denke, auch ohne Ihren Herrn Gemahl soll ihm heimgesucht werden. Sind Sie nun einigermaßen erholt, meine gnädigste Frau?" fügte er häutig hinzu, die jäh den Blick ihm zuwandte.

"Vollkommen!" entgegenete sie lächelnd, und sich erhebend, deutete sie nach der gegenüber befindlichen Laube. "Aber ehe ich Sie heute zum zweitenmal Ihrer Mitterpflicht enthebe, lassen Sie mich Ihnen danken, Johnel, so wie es mir dieser Augenblick eingibt. Vergessen Sie die bösen Worte, die ich vor Tisch für Sie hatte, denken Sie, daß es die Eingebung einer Laune gewesen, oder darf ich auch keine Laune mehr heucheln?"

Der ganze melodische Tonfall, dessen ihre Stimme fähig sein konnte, drängte sich in die letzten Worte.

"Launen? Sollten auch Sie deren haben oder auch nur heucheln?"

— Was sind Launen? Ich denke, sie schlummern in jeder Menschenbrust; weh: der Stunde, da sie erwachen."

"Ich verstehe Sie nicht, Johnel! Halten Sie mir ein andermal."

"Eine Predigt über die Launen", fiel er nun lachend ein.

"Vergeben. Sie denn so schwer, als Sie zu verzeihen scheinen? Dann wird mich das Bewußtsein noch herber bedrücken, mich als Ihre Schuldnerin zu wissen."

"Schuldnerin?"

"Richard-Wagner-Gedenktafel in Penzing bei Wien. (Mit Text.)"



Eine Baumquelle.

In Gully (Schweiz) befindet sich eine Quelle, die aus einem Baum hervorquillt, eine Eigenart, die wohl einzig dasteht.



Richard-Wagner-Gedenktafel in Penzing bei Wien. (Mit Text.)

Er wiederholte das eine Wort und ein Lächeln, das so sonnig
 und selten bei ihm war, erhellte das ernste Gesicht.
 „Gefällt Ihnen das Wort nicht? Klingt es immer noch nach
 salziger Salons? Dann lassen Sie mich ein Wort suchen, ein

während sie ihm die Rechte hinübergereichte. „Ihr Freund! Möchte
 ich dieser Stunde würdig sein.“
 Und er zog die schlanken, feinen Finger, die er umfaßt hielt,
 langsam an die Lippen.



„Der Mai ist gekommen!“ Gemalt von G. Lafsch. (Mit Sept.)

„...liches, das nur den echten, wahren Herzenston gestattet —
 Fremdschaft. Wollen Sie mein Freund sein, Sohnel, wie
 es längst meinem Vatten sind?“
 Voll ruhte ihr Blick in den scharfen, blauen Augen des Mannes,

Einige Sekunden später saß die Herrin von Wief in der hell
 erleuchteten Laube unter den Gästen, nicht so sprühend heiter,
 wie man gewohnt, aber mit einem leuchtenden Glanz in den
 dunklen Augen.

Es war am Spätnachmittag des nächsten Tages, als der Gutsherr die schattige Veranda betrat, unter deren blau- und weißgestreiftem Leinwanddach seine Frau und Schwägerin Platz genommen hatten.

„Ich denke, du wolltest Herrn Fohnel mitbringen, Schwager? Er hatte uns doch heute seine Skizzen versprochen!“ kam es aus der Tiefe des Schaukelstuhls etwas enttäuscht von Lisas Lippen.

„In zehn Minuten wird er zu deiner Verfügung stehen, Prinzesschen, er restauriert sich nur etwas in meiner Stube nach dem fröhlichen Mitt. — Wünschst du etwas, Cessa?“ wandte er sich danach an die junge Frau, deren Hand soeben den Knopf der elektrischen Klingel berührte.

Das Erscheinen des alten Dieners überhob sie der Antwort.

„Stellen Sie Bier und Gläser zurecht, Franz, bis ich schelle!“

„Zu Befehl!“

„Dies war alles, was ich wünschte, Justus. Eine Erfrischung für durstige Kehlen. Du bist doch einverstanden?“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Meine fürsorgliche Fee!“

Und zärtlich zog er die weiche Frauenhand an seine Lippen.

„Endlich, Herr Fohnel! Wissen Sie auch, daß Cessa und ich uns beinahe die Augen nach Ihnen ausgeschaut?“

Damit ging Lisa dem Gast entgegen, der soeben durch die Thür der Veranda trat.

„Was aber deren Glanz keineswegs beeinträchtigt!“ war die heiter-galante Antwort, und der Sprecher wandte sich nun auch, die Herrin des Hauses zu begrüßen.

„Wenn meine kleine Schwester auch etwas übertreibt, so freue ich mich doppelt, Sie heute endlich Ihr Versprechen einlösen zu sehen.“

Und auf die Mappe weisend, die ihr Gast in Händen hielt, reichte sie ihm lächelnd beide Hände.

„Ehe wir uns jedoch an den geistigen Genuß begeben, zuvor einen leiblichen!“ rief Grabowsky dazwischen und nahm dem eingetretenen Diener die mit schäumendem Gerstensaft gefüllten Gläser ab.

„Auf gute Freundschaft, Fohnel!“

„Ja, auf die Freundschaft!“ wiederholte der andere und leerte das Glas auf einen Zug.

Man hatte die Markise emporgezogen, goldig drängte sich das Licht der tiefstehenden Sonne durch das lustige Geranke des Laubspaliers; es zitterte auf Lisas blondem Haar und glitt dann weiter an dem weißen Stoff von Cessas Robe empor, ein warmes, röthliches Aolorit über das Antlitz der jungen Frau ergießend.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schreckliche Stunde.

Von Rudolf Leppin, Berlin. (Nachdruck verb.)

Die Dämmerung schlich durch die Welt, im grauen Kleide, auf leichten Sohlen, so daß die Menschen sie nicht hörten.

„Ich habe doch noch vor einem Augenblick die Nadel eingefädelt,“ sagte der Schneider, „und nun geht's nicht mehr!“

Und der Junge kroch mit seinem Märchenbuch so dicht an das Fenster, daß er mit dem Kopfe gegen die Scheibe stieß.

Die Großmutter aber klappete ihr Gesangbuch zu und flüsterte: „Herr, es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“

Die Dämmerung schritt weiter, und in der Ferne tauchte noch eine zweite Gestalt auf, gigantischer noch als die erste und in einem schwarzen Kleide, das war die Nacht. Da klappete auch der Junge sein Buch zu und sagte: „Großmutter, mach Licht an, es ist so dunkel und ich fürchte mich.“

„Wart nur,“ sagte die Großmutter, „gleich wird der liebe Gott das Licht anzünden, das die Nacht regiert, dazu auch die Sterne.“

Die Nacht schritt weiter und die Sterne kamen und überzogen den ganzen Himmel, und der Mond lächelte dazu wie ein Vater zu seinen Kindern.

Da öffnete sich neben dem Schneiderhause die Haustür, und ein Junge von etwa zehn Jahren trat heraus, ging über die Dorfstraße und über das Gehöft auf der anderen Seite und stand nach einer Minute auf dem schmalen Wege, der die Wirtschaftsgärten der Bauern von den eigentlichen Häusern trennte.

Einen Augenblick stand er still, dann schritt er pochenden Herzens den dunklen Weg „hinter den Höfen“ entlang. Jetzt kam er an einen Kreuzweg. Ein schiefer Handweiser streckte gespenstisch seine langen Arme aus; ein Windstoß fuhr aus einer verlorenen Ecke auf ihn los, und eine Klacke schlich durch die trockenen Kartoffelstauden, daß es raschelte und der Kleine ängstlich den Atem anhielt.

„Am Kreuzweg — da spukt's“, sagten die Kinder.

Er fing an zu laufen und sah nicht rechts und nicht links; denn kurz hinter dem Kreuzwege lagen die Kirchhöfe, der alte links, der neue rechts, und der Weg führte mitten hindurch.

Gerade als er hier angelangt war, raschelte die alte Ziemuhr und hob zum Schlagen an. Der Kleine slog förmlich.

Nun hatte er die Kirchhöfe hinter sich; in einiger Entfernung leuchteten die Signallaternen der Bahn; ein Wagen ratterte über den Übergang, des kleinen Furcht ließ nach. Er ging an der Bahn entlang und nach zehn Minuten stand er vor dem Wärtershäuschen seines Vaters.

Der Bahnwärter Weber saß am Fenster und sah die Straße entlang; in wenigen Minuten mußte der Zug kommen. Da öffnete sich die Thür und mit einem „Guten Abend, Vater“, trat der Knabe ein.

„Guten Abend“, sagte der Mann, indem er den Knabenkopfe seines Jungen streichelte. „Setz dich,“ fuhr er fort, „ich muß runter, der Zug ist schon zu sehen.“

Leuchtenden Auges stand der Junge am Fenster und sah hinaus in die Nacht und hätte mögen jauchzend dem Zuge entgegenlaufen, der durch die schlafende Natur raste — ein laubendes Haus. O, wer einmal mit einem Zuge fahren durfte. Hinein in die weite Welt zur Nachtzeit, an dunklen Rieserwäldern vorbei und stillen Dörfern, durch belebte Bahnhöfe und weite Wiesen ... O, wer das konnte.

Der Vater kam schwerfällig den Kiesweg heraufgestapit, setzte sich und sagte: „Der nächste Zug kommt sieben Minuten noch zwölf Uhr. Sollte es vorher läuten, so rufe mich, es wäre nicht unmöglich, daß eine Lokomotive käme; Sonderzüge sind nicht angeordnet.“

Müde streckte er sich auf eine lange Kiste und schloß die Augen. Zwei Wochen lang hatte er Nacht für Nacht, von abends sechs bis morgens sechs Uhr seinen Dienst, und am Tage wartete seine kleine Wirtschaft auf ihn. Da gab es zu graben und zu jähen, zu jäten und zu mähen und ernten, und außerdem noch manche andere Arbeit. Mindestens den Vormittag, oft den ganzen Tag. Seine Frau war kränklich und konnte nicht viel helfen, und mancher Taler wanderte zum Arzt und zum Apotheker, so daß im Kasten nie der Boden bedeckt war.

Auch heut hatte er wieder den ganzen Tag auf dem Felde gearbeitet, Kartoffeln gebuddelt; die Zeit war da und das Wetter günstig. Sein Junge, der geholsen hatte, sollte nun machen, daß der Vater wenigstens etwas Schlaf bekäme. Franz war daran gewöhnt. Sein lebhafter Geist hielt ihn munter, oft weit über Mitternacht hinaus. Nun saß er und starrte in die Nacht hinaus und träumte wachend von fremden Welten, die er nie gesehen, von Taten, die er nie getan hatte. Er sah sich als Lokomotivführer durch Nacht und Dunkelheit jagen; der Regen knatterte und der Sturm heulte, und unwillkürlich machte Franz eine Bewegung auf dem Schemel, so daß der Vater mit dem Kopfe hochfuhr.

„Nichts“, sagte der Junge leise.

Der Zug von Berlin war angemeldet. Franz weckte den Vater und legte sich dann selbst schnell auf die Kiste.

„Nur noch einen Augenblick“, sagte er und sah dabei den Vater noch groß an. Im nächsten Moment schlief er schon. Laut und Arbeit am Tage hatten ihn müder gemacht als sonst. Weber ging nach unten.

Als er wieder zurückkam und sah, wie fest sein Junge schlief, ging ein Lächeln über seine Züge. „Selige Kindheit“, murmelte er. „Da schläft er, der wachen sollte, so laut, hört kein Pfeifen und Fauchen, kein Läuten und Surren — schläft, schläft!“

Er setzte sich auf den Schemel und sah vor sich hin. Müde fiel sein Kopf auf den Tisch. „Beinah eingeschlafen.“ Er stand auf und ging hin und her in dem kleinen Raum; aber die Müdigkeit war zu groß. „Nur ruhen, nur sitzen und ausruhen“, sagte er leise zu sich, und wieder sank sein Haupt vornüber auf den Tisch — in dem Wärtershäuschen schliefe zwei.

Etwa dreihundert Meter von der Bude entfernt, ist ein Übergang, dessen Schranke der Wärters mittels einer Winde von seinem Stand aus schließen kann. Der Weg, der hier über die Bahn führt, ist nur ein Feldweg und wird selten von andern als den Nachbarn benutzt. Zur Nachtzeit liegt er still und verlassen, und die Wärters lassen die Schranke bis zum Morgen geschlossen.

Heute klapperte ein Fuhrwerk heran, ein Ereignis, das seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen war.

„Nu“, sagte der Kutscher, „geschlossen?“ und hob die Schranke hoch. Dann führte er seinen Gaul unter ihr durch, um vor den Schienen wieder aufzusteigen. „Hi“, trieb er den Gaul an; aber der hatte schon einen weiten Weg hinter sich und war müde, und kein Scheltwort brachte ihn zu einer schnelleren Gangart.

„Hi, hi“, schrie der Kutscher, denn schon leuchteten in der Ferne die Lichter des Zuges. „Hi!“ Ein entsetzlicher Schrei tönte durch die Nacht, ein Fall, ein Brechen und Anstern — und weiter brauste der Zug. Aber nur noch eine kurze Strecke, dann hielt er. Die Fahrgäste sahen schlaftrunken in die Dunkelheit hinaus; die Schaffner rannten an den Wagen entlang.

„Was ist denn los?“

„Fuhrwerk überfahren!“

„Am Gottes willen!“

Eine Frauenstimme kreischte auf; ein Kind weinte; einige Gefährtere stiegen aus, während die Schaffner mit ihren Laternen zu der Unfallstelle zurückliefen.

„Ich sag' es ja — tot!“

„Neh' dich Franzens Vater.“

„Vater!“ rief Franz und sprang von seiner Kiste hinab. „Vater, was ist denn?“

Der Väter antwortete nicht. Er sah nach der Uhr; in fünf Minuten mußte der Schnellzug kommen.

„Halt!“, sagte er, griff nach seinem Mantel, dem Schemel und der Laterne und rannte mit Franz den Hügel hinab. „Hinauf!“

Beizertbild.



Der schuldlich Erwachte?

Franz stieg auf den Schemel, nahm die Laterne in die Hand und ließ sich den Mantel umlegen. So stand er kerzengerade und sah dem Zuge entgegen, dessen Licht weit von hinten abwechselnd aufblühte und verschwand.

Währenddessen lief der Vater mit einer zweiten Laterne die Strecke zum Übergang ab, wo das Unglück passiert war.

Der Übergang lag still wie immer; die Schranke war geschlossen, nichts deutete darauf hin, daß hier ein Unglück passiert wäre.

„Gott sei gedankt!“ rang es sich aus Webers Brust. „Gott sei gedankt, nur ein Traum.“

Da brauste der Schnellzug heran, daß der Kies stob und die Funken flogen wie Glühwürmchen in der Maienmacht.

Der Vater sah ihm nach: ihm war so leicht und froh zumute. Er eilt mit ihrem Jungen zurück, der noch immer starr und unbeweglich auf seinem Posten stand.

„Komm, Franz“, sagte er weich und hob ihn behutsam hermiter. „Komm, geh nach Hause, es ist das letzte Mal, daß du hier warst.“

„Warum denn? Ich will dir ja gern helfen; denn du arbeitest ja für uns.“

„Ja, du meinst es gut; es wird aber nicht wieder nötig werden. Geh mit Gott!“

Einige Augenblicke später trabte ein kleiner Junge den Bahnweg entlang und weiter zwischen den Friedhöfen hindurch und an dem Kreuzwege vorüber nach Hause. Es war sein letzter nächster Besuch im Wärterhäuschen.

selbst durch das Feuer nicht angegriffen werden kann. Würden wir einen Herd aus Holz oder Steinkohle bauen, dann müßte er sich früher oder später selbst verzehren, er würde im eigenen Feuer verbrennen. Beim Magen liegen die Dinge aber wesentlich anders. Sein Baumaterial ist durchaus nicht von dem der Fleischweissen verschieden, die er verdaut. Oder richtiger gesagt: es ist nicht wesentlich davon verschieden. Da auch der Tiermagen vielfach verzehet wird, hat der Magen hier sogar dasselbe Material zu verdauen, aus dem er selbst besteht. Und wenn es auch nicht leicht verdaulich ist, verdaut wird es schließlich doch. Da drängt sich denn die Frage auf, warum der Magen des Menschen sich nicht selbst verdaut? Die Voraussetzungen dazu sind gegeben, wir müßten also folgern, daß es wirklich geschieht. — Und doch widerspricht die Erfahrung diesem scheinbar unanfechtbaren Schlusse. Nur wenn ein Teil der Schleimhaut des Magens durch krankhafte Prozesse abgestorben ist, findet in diesem Teile eine Selbstverdauung statt, der Magen frisst sich selbst auf, in seiner Wand entsteht ein Loch. Im gesunden Magen geschieht aber zum Glück nichts hiervon. Wie kommt das? — Zunächst lag die Erklärung nahe, daß das lebende Gewebe des Magens seiner Selbstverdauung einen besonderen Widerstand entgegensetzt. Es muß ja, damit eine Selbstverdauung im kranken Magen stattfindet, ein Stück desselben abgestorben sein. Das Leben triumphiert hier also über den Tod, es sucht sich selbst zu erhalten. Ist doch der Selbsterhaltungstrieb eine der vornehmsten Eigenschaften aller Lebewesen, und auch der Magen ist eine Art Lebewesen für sich. — Diese Erklärung entspricht aber doch nicht ganz den Anforderungen der wissenschaftlichen Medizin. Die Verdauung ist ein chemischer Prozeß. Damit dieser Prozeß verhindert werde, muß ein Widerstand derselben Art, ein chemischer Widerstand da sein. Will man das Fortgleiten eines Magens verhindern, muß man die Bremse betätigen, die hemmende Kraft der Reibung der bewegenden entgegengewirkt lassen. — Wo ist die Bremse, die der verdauenden Kraft des Magens entgegenwirkt, damit er sich nicht selbst verdaue? — Man hat darauf hingewiesen, daß der lebende Magen fortwährend vom Blute durchspült wird. Und da der Magensaft eine Säure, das Blut aber eine Base ist, heben sich die Wirkungen beider Substanzen gegenseitig auf, das basische Blut schützt den Magen vor seiner eigenen Verdauungs- und Zerstörungskraft. Unter den Annahmen, die das Fehlen der Selbstverdauung des Magens erklären sollen, ist diese die wahrscheinlichste. — Es gibt aber noch eine dritte. Diese besagt, daß der Magen mit einer Substanz ausgepflastert ist, die unverdaulich ist. Genau so wie ein Ofen, der außen aus Holz, innen aber aus Backsteinen bestehen würde, nicht verbrennen könnte, wird auch der Magen durch seine Pflasterung auf der Innenseite vor dem Selbstverdauen geschützt.

Komm, laß uns wandern!

Komm, laß uns wandern, dem Glück entgegen,
Dem Glück, so wonnig, so hold und traut.
Die Reilchen duften auf allen Stegen,
Die Lerche trillert, der Himmel blaut ...

Komm, laß uns wandern den Weg der Gnade,
Durch Maientwonne und Sphärenklang;
Auf stillem, traumlichem Waldespfade
Grüßt uns der Schöpfung Jubelgesang.

Komm, laß uns wandern! Dort, tief im Tale
Winkt uns der Freude goldiger Duell,
Sein Spiegel stummert im Morgenstrahle
Wie Himmelsfunken, so licht und hell.

Komm, laß uns wandern durch blühnde Auen,
Durch frühlingssprangendes, schwellendes Land —
Komm, laß uns wandern, das Glück zu schauen
Fern an des Lebens urewigem Strand!

J. M. Werra.

Eine paradoxe Folgerung aus der Lehre von der Verdauung.

Von Dr. Josef Martin. (Nachdruck verboten.)

Wenn man weißte, was mit den Speisen im Magen geschieht, wie sie verdaut werden, wurde allgemein angenommen, der Magen sei eine Art Küche, in der die Nahrung so umgekocht werde, wie sie der Organismus zum Leben braucht. Und da es bekannt war, daß die Temperatur im Innern des Körpers im Vergleich zu der Oberfläche, der Haut, sehr hoch ist, kam man nicht in Verlegenheit, die Frage zu beantworten, wie es denn ein Kochen der Speisen im Magen überhaupt möglich sei. Die Wärme ist da, das Rohmaterial, das gekocht werden soll, ebenfalls, ist es da nicht fast selbstverständlich, daß Kochen und Verdauen identisch sind? Heute müssen wir diese naive Frage verneinen. Der Magen ist höchstens eine chemische Küche, niemals aber eine physikalische wie die, über die unsere Küchenfeen herrschen. Und zudem findet die Verdauung nicht ausschließlich im Magen statt. Sie beginnt eigentlich schon in der Mundhöhle und endet im Darm: der Magen ist lediglich eine Zwischenstation, freilich eine sehr wichtige. In ihm kommt der zerkaute und verickelte Speisebrei mit dem Magensaft in Berührung, der von zwei Drüsen an Ort und Stelle erzeugt wird. Der Magensaft verändert nun die chemische Konstitution der Speisen, er „verdaut“ sie. Wenn wir in einem Glase den Magensaft eines Tieres mit irgendwelchen Speisen zusammenbringen, so geht die Verdauung vor unseren Augen im Glase vor sich.

Es gibt aber noch einen recht beträchtlichen Unterschied zwischen der Küche und dem Magen, einen Unterschied, der allerdings auf Faktoren beruht, die noch nicht völlig aufgeklärt sind. Der Herd, auf dem wir kochen, besteht aus einem Material, das

Unsere Bilder

Zinsbrunn, die Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Tirol, liegt in prachtvoller Hochgebirgslandschaft unweit der Mündung der Eill in den Inn zu beiden Seiten des letzteren zwischen 2300—2600 m hohen, meist steilen Bergen (im Norden Solstein, Kranzbach, Fran Hitt und Hoher Sattel; im Süden Patscher Kofel, Waldrastler Spitze und Saile). Das Mittelgebirge hat auf der Nordseite nur einen verhältnismäßig schmalen Raum gefunden, während es dagegen im Süden eine um so größere Ausdehnung anweist. Die Geschichte von Zinsbrunn erstreckt ihre letzten Wurzelnsläufer bis zu den Römerzeiten. So sogar in vorrömischen Zeiten soll das behagliche Gelände des südlichen Mittelgebirges schon zu menschlichen Ansiedlungen verlockt haben. Die Römer erbauten im Tale selbst am Fuße des Berges Fiel die Erstkast Beldidena. Die folgenden Jahrhunderte liegen an der Stelle das Stift Willen erstehen, dessen Gründung sich viel mehr ins

Sagenhafte verliert als die historisch beglaubigten römischen Daten. Unendlich beglaubigt findet sich Zinsbuckel als Zinsbrunne in einem Ablassbrief vom Jahre 1027. Das alte Zinsbuckel mag sich für die ungehörte Ausdehnung des Fledens bald als zu eng erweisen haben. Graf Bertold III. von Andechs erwarb daher 1180 vom Stifte Wilten große Gründe am rechten Ufer des Flußes. Ein halbes Jahrhundert später erscheint Zinsbrud bereits als Stadt und erhält durch Herzog Otto I. eine Befestigung, während ihr Otto II. durch ein eigenes Privileg 1239 ausgedehnte Stadtrechte verlieh. Von da an erfreute sich Zinsbrud fortwährender Gunst seitens der Landesfürsten, bis endlich Friedrich mit der leeren Tasche seine Residenz nach Zinsbrud verlegte, wo auch sein Sohn, Herzog Sigismund, ständig Hof hielt. Unter Kaiser Max I. erreichte die Stadt, die durch seine Privilegien 1490 zur Landeshauptstadt erhoben wurde, eine neue hohe Blüte.

Mahmud Muchtar Pascha, wurde an Stelle des Generals Osman Nisami Pascha, der die Türkei seit Oktober 1908 in Berlin vertrat, zum türkischen Volschaffer in Berlin ernannt. Mahmud Muchtar Pascha hat seine militärische Ausbildung in Deutschland genossen und war immer unter den führenden Männern der Türkei einer der deutschfreundlichsten.

Die Richard-Wagner-Gedenktafel in Penzing bei Wien. Die hundertste Wieberkehr des Geburtstages Richard Wagners (22. Mai 1813), läßt auch die ruhelosen und sorgenvollen Jahre seines Lebens wieder lebhaft in die Erinnerung treten. Zu diesen trübsten Zeiten gehören wohl die Jahre 1863 und 1864, da Wagner sich in Penzing bei Wien aufhielt. Und doch entstand gerade in diesen Jahren bitterster materieller Not das sonntägliche Meisterwerk, die „Meisterlinger von Nürnberg“. Kurz nach dessen Vollenbung bezog dann Ludwig II. den Meister nach München. Zum Gedächtnis an Wagners Aufenthalt in Penzing haben nun vor einem Jahrzehnt Freunde und Verehrer an dem Hause, da er damals wohnte, die vorstehende Gedenktafel angebracht. Seinen künstlerisch wertvollsten Schmuck besitzt dieses Gedenkzeichen in dem vorzüglich gelungenen Reliefbildnis Richard Wagners, das in weißem Marmor geschaffen, von der Hand des berühmten Wiener Bildhauers F. Weigl herrührt.

Der Mai ist gekommen! Genau ein Vierteljahrhundert ist es her, als Professor Karl Lasky auf seiner dritten Reise nach Moskau in der russischen Hauptstadt vom Tode ereicht wurde. Auf allen Gebieten der Materie hat er sich betätigt. Mit Geschichtsbildern, die noch unter dem Einfluß Schornors von Carelsfeld und Kaulbachs standen, hatte er in seiner Jugend bedeutenden Erfolg. Später malte er eine Reihe ganz vorzüglicher Bildnisse, und schließlich ging er, namentlich nachdem er nach vielen Wanderungen sich endgültig in Düsseldorf niedergelassen hatte, zur Genremalerei über, und ihr gehören seine allerbesten Schöpfungen an, die in vielen berühmten Galerien anzutreffen sind: in Dresden wie in Wien, in Petersburg wie in London und in der Berliner Nationalgalerie. Eines seiner schönsten Gemälde auf diesem Gebiet sind die singenden Mädchen am Waldessaum, die 1873 entstanden sind. Es wäre gewiß kaum nötig gewesen, den Titel, den der Maler selbst seinem Bilde gegeben, abzuändern in den des Weiblichen Maienteliedes; denn was könnten diese drei frühlingstetigen Mädel, am Waldraud gelagert, da eben die Deckenrosen zu blühen beginnen, wohl anderes singen, als des Lübeder Dichters herrliches Wanderlied: „Der Mai ist gekommen!“

Allerlei

Einträglich. Erster Kellner: „Wieviel verdienst du monatlich?“ — Zweiter Kellner: „O, ich bin sehr zufrieden; bei uns essen viele Hochzeitsreisende, da kann man sich beim Abdieren ihren nach Herzenslust!“
Schnell geholfen! Jubilatin (bei der Silberhochzeitstafel): „Soeben bemerkte ich, daß wir infolge Absage meines Bruders nur dreizehn zu Tische sind. — Wenn man abergläubisch wäre...“ — Kellner: „Tante, ärztliche dich nicht! Ich werde mich wehnen und — für zwei essen!“
Verführer. Herr: „Johann, ich habe die Entdeckung gemacht, daß jemand von meinen Zigarren mitraucht!“ — Diener: „Ich bin's aber nicht, Herr Baron...“ — Nach noch genug von meinem vorigen Herrn.“
Ein guter Lehrmeister. Auf einem Spaziergang, den der Besitzer eines Hotels mit seinem kleinen Sohne machte, blickte plötzlich in der Dämmerung etwas Lebendiges über den Weg, der zwischen den Feldern dahinführt. „Vater,“ fragte der Junge, „war das Tier da ein Hase oder eine Katze?“ Ohne Besinnen antwortete der praktische Geschäftsmann: „Das kommt ganz auf die Zubereitung an, mein Sohn!“ M. H.
Augen im Auge, Zahn im Zahn. Als die deutschen Truppen im Jahre 1815 Paris besetzten, wurde ein preussischer Offizier bei dem Marschall Ney einquartiert. Er befahl, sofort drei Antichen und neun Pferde aus dem Stalle des Marschalls zu nehmen. Dagegen protestierten die Diener des

Marschalls, aber der preussische Offizier sagte ihnen: „Der Marschall Ney hat mir bei seiner Anwesenheit in Berlin neun Pferde und drei Antichen entführen lassen; ich über daher nur ein billiges Vergeltungsrecht aus.“ Dabei blieb es, Antichen und Pferde wurden mitgenommen und kamen als Tauschgegenstände glücklich nach Berlin.

Gemeinnütziges

Gebadene Bananen. Nicht zu reife Bananen werden von der Schale befreit, halb durchgeschnitten, in einen guten Pfannkuchenteig getarcht und dann in heißem Badfett gebräunt. Mit Zucker bestreut, reicht man eine Weinjanee dazu.



Der unglücklich Liebende.
 Unglücklich Liebender: „Ich sah zu ihrer Fenster und schürzte ihr das heilige Geheimnis meiner Liebe ins Ohr. Sie aber blieb stumm, mein Flehen unerhört!“
 Freund: „Aber, Unglücklichem, weißt du denn nicht, daß sie auf dem linken Ohr schwerhörig ist?“

Ein wirksames Mittel gegen Blattläuse besteht aus 50 Teilen grüner Seife, 100 Teilen Petroleum, 200 Teilen Weingeist und 600 Teilen Wasser. Damit werden die befallenen Bäume wiederholt gebürstet.

Pelze müssen vor dem Einmotten gründlich geklopft und gebürstet werden, auch besteht eine praktische Hausfrau alle entstandenen Schäden vorher gut aus, damit sie im kommenden Herbst sofort in Gebrauch genommen werden können.

Große Steintöpfe eignen sich gut zum Aufbewahren von Eiern, wenn diese in Wassererglas verwahrt werden sollen. Man kann die Eier auch aufbewahren in Hädel eingeschichtet, aber jedes mit Sped von allen Seiten gut eingerieben.

Wunde Füße. Wer zu diesem Leiden neigt, der hüte sich, die Füße zu oft mit warmem Wasser zu waschen. Hierdurch werden die Füße nur verweichlicht und das Wundwerden wird begünstigt. Zur Reinigung ist ein in Spiritus getauchter Wattebausch zu empfehlen.

Seltener Nüßchen gedeihen am besten in nahehaftem Sandboden, der nicht frisch gedüngt wurde, da die Nüßchen sonst ihren eigenen sarten Geschmack verlieren und trostlos werden.

Gesunde und reichblühende Stauden können wir nur bei reichlichen Wassergaben erhalten. Während des Sommers ist auch sonniger Stand vorzuziehen. Es muß für genügenden Abzug gesorgt werden.

Zichorienfaat wird gejätet, wenn die Pflanzen das vierte Blatt entwickeln. Sodann wird gehackt. Freitwüßrige Saatens werden auf 20 bis 30 cm vereinzelt.

Winterendibien sollten nicht vor Ende Mai ausgesät werden, da sie sonst zu steil und üppig werden. Das erschwert meist die Überwinterung; sie faulen gern.

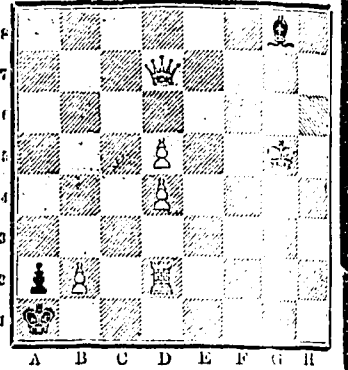
Lackierte Gegenstände dürfen niemals mit heißem Wasser gereinigt werden, weil der Lack dadurch Sprünge bekommen würde. Man reibt sie am besten mit einem weißleinenen, durch Baumöl angefeuchteten Lappen ab.

Rätsel.
 Sagt, welche Zahl wird zum Geheiß.
 Schicht man ein Zeichen noch hinein?
 Fritz Waggengerber.

Logogriph.
 Mit u führt es ein Köstchen Wein,
 Mit o laber's zur Anacht ein...
 Julius Fald.

Schachlösungen:
 Nr. 80.
 1) L h 8 ! 1) S b 4 2) L d 5 f
 1) d 5 : e 4 2) D h 1 f
 Nr. 81. Von G. Sealthoote in Anstide:
 1) S h 6, b e 2) T d 4 f, e d matt!
 1) ... S e 5: 2) K d 6 f, S b 7 matt!
 1) ... L e 5: 2) T e 8 f, L e 7 matt!
 1) ... T e 5 f: 2) K d 6 f, T e 6 (T d 5) matt; 1) ... L e 3: 2) D e 5 f, L e 5 matt; 1) ... S b 3: 2) D d 5 + uhu; 1) ... S e 3: 2) D e 2 f, D e 2 matt; 1) ... D e 4 f, T e 4 (D e 4) matt. Der Autor hat hier ein wahres Füllhorn prächtiger Varianten ausgeschüttet. Derartige reizende Kompositionen sind wohl geeignet, die Zahl der Selbstmattfreunde zu vermehren.
 Nr. 72. richtig gelöst von G. Scholz, Coel.

Problem Nr. 82.
 Von R. Richter.
 (Deutsches Wochenschach 1911.)
 Schwarz.



Matt in 3 Zügen.

Aufösungen aus voriger Nummer:
 Des Rätsels: Kasper, Kasper. — Der Schachabdr: Dach, Stein, Tachtel. — Des Semontums: Ast. — Des Bilderrätsels: Wer ohne Liebe lebt, der ist unglücklich.